

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 1

Artikel: Gelingen + Versagen unserer Ungarnhilfe : eine Bilanz
Autor: Kündig, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



UNSERER UNGARNHILFE

Eine Bilanz von Erika Kündig

Illustration von Thomas Messa

Zwei Jahre sind seit dem Übertritt der ungarischen Flüchtlinge in die Schweiz verflossen. Wie sind die Erfahrungen, die das Gastland mit den Flüchtlingen und jene, welche die Flüchtlinge mit uns gemacht haben? Es ist viel darüber geschrieben und noch mehr geredet worden. Der nachstehende Rechenschaftsbericht stammt von der Fürsorgerin der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, die über

umfassendste persönliche Kenntnisse auf diesem Gebiet verfügt. Der Beitrag ist durch die kürzlichen Ereignisse in der ungarischen Botschaft von besonderer Aktualität. Wichtiger ist wohl, daß wir für den Fall einer neuen Flüchtlingswelle die sich ergebenden Schwierigkeiten sehen wie sie sind, und vor allem, daß wir uns heute schon prüfen, was wir ein nächstes Mal besser machen könnten. F. H.

Als im Dezember 1956 die ersten ungarischen Flüchtlinge in unser Land kamen, war die Begeisterung der Schweizer außerordentlich groß. Diese Begeisterung nahm sofort praktische Formen an. Überall richtete man Wohnungen ein und stellte Arbeitsplätze zur Verfügung. In allen Städten und in vielen Dörfern bildeten sich Komitees, die bereit waren, die Verantwortung für die ankommenden Flüchtlinge zu übernehmen. Meist waren diese Komitees aus Behördevertretern und privaten Hilfsbereiten zusammengesetzt. Sie führten zuerst einmal lokale Sammelaktionen durch, vermittelten den Flüchtlingen die passende Wohnung und die geeigneten Arbeitsplätze, waren besorgt um Kleidung und Nahrung, um den Schulbesuch der Kinder, den Sprachkurs für die Eltern, die Freizeitgestaltung der Jugendlichen und um alles andere, wo Hilfe nötig war. Dank dieser großen und spontanen Einsatzbereitschaft der Schweizer wurde es möglich, 10 000 Flüchtlinge innert vier Monaten aus den Lagern heraus in private Unterkünfte und an Arbeitsplätze zu vermitteln.

Im ganzen kamen gegen 13 500 ungarische Flüchtlinge in die Schweiz. Ein Teil von ihnen hat aber unser Land wieder verlassen, sei es um nach anderen europäischen oder überseeischen Gebieten zu gehen oder um nach Ungarn zurückzukehren. Heute beläuft sich die Zahl der Ungarn auf etwa 10 000. Sie lassen sich praktisch als untergebracht und eingegliedert betrachten. Natürlich hat es auch unter den Flüchtlingen sogenannte asoziale Menschen. Verhältnismäßig sind es etwa gleich viel wie unter uns. Neben den speziellen Eingliederungsproblemen sind auch ihre Schwierigkeiten ungefähr jene von ähnlich veranlagten Schweizern. Die meisten Flüchtlinge aber sind heute schon so gut angepaßt, daß sie im schweizerischen Alltagsleben überhaupt nicht mehr auffallen. Die Aktion kann im großen gesehen sicher als gelungen betrachtet werden. Allerdings war dafür von beiden Seiten viel guter Wille und viel Einfühlungsvermögen nötig. Schweizer und Ungarn mußten im Laufe der ersten Monate manche Enttäuschungen überwinden.

Täuschungen, die zu Enttäuschungen führten

Vor allem am Anfang haben sich viele Schweizer vorgestellt, daß sich alle Flüchtlinge an den

Freiheitskämpfen in Ungarn beteiligt hätten. Sie erwarteten Helden und waren bereit, diese gebührend zu empfangen und zu feiern. In normalen Zeiten ist aber ein Held genau so, wie jeder andere Mensch: mit Fehlern und guten Seiten und mit vielen persönlichen Bedürfnissen. Natürlich waren auch gar nicht alle Flüchtlinge Freiheitskämpfer. Viele sind gekommen, weil sie Angst hatten, und andere benützten die erste langersehnte Gelegenheit, um nach dem Westen zu gehen. Sie hofften auf ein leichteres und besseres Leben. Darum kam es notwendigerweise zu Enttäuschungen, sobald die Schweizer, die die Flüchtlinge idealisierten, in persönlichen Kontakt mit ihnen kamen.

Ich habe im Laufe der Zeit unter den Flüchtlingen einige Männer kennen gelernt, die sehr aktiv an den Freiheitskämpfen beteiligt waren. In der Schweiz fallen sie nicht auf. Ich denke an den jungen Miklos, der ein tüchtiger Mechaniker ist. Nach längerer Zeit vernahm ich durch einen Zufall, daß er in Ungarn schon mit 16 Jahren verhaftet wurde, weil er politisch unzuverlässig war. Nach zwei Jahren entließ man ihn wieder. Als der Aufstand im Oktober 1956 kam, war er unter den ersten, die kämpften. Er trug eine schwere Verwundung davon. Das wäre ihm fast zum Verhängnis geworden, denn die neuerstarkte Geheimpolizei suchte ihn im Spital. Durch eine List konnte er im letzten Moment entkommen. Es blieb natürlich kein anderer Weg als die Flucht. Ihn selber habe ich noch nie von seinen Erlebnissen erzählen hören. Und wahrscheinlich haben seine Schweizer Kollegen keine Ahnung, daß er ein «Held» ist.

Ein anderer Ungar wurde nach sechsjähriger Kerkerhaft von den Aufständischen befreit. Er dachte nicht daran zu fliehen. Obwohl er gesundheitlich sehr geschwächt war, ging er nach Budapest, um zu kämpfen. Wieder ein anderer mußte in einem Komitat die Führung der Aufständischen übernehmen. Er hat unter Todesgefahr mit den Russen verhandelt. Auch ihm blieb nachher nichts anderes als die Flucht. Diese wirklichen Freiheitskämpfer schweigen ziemlich lange. Einer erklärte mir kürzlich, daß er seine Erlebnisse gar nicht erzählen könne, da die Schweizer sicher annehmen würden, es handle sich um Phantasiegebilde. So kommt es, daß die Schweizer, die Helden erwarteten, nur äußerst selten Gelegenheit haben, einen solchen zu erkennen.

Wenn man viel Kontakt mit Flüchtlingen

hat, so werden einem vor allem zwei Dinge klar. Zuerst einmal hat man es niemals mit einer einheitlichen Gruppe zu tun, sondern mit lauter ausgeprägten Einzelmenschen. Dann aber steht doch hinter jedem eine Welt, von der wir keine Ahnung haben. Wir Schweizer sind meist wohl bereit, ein wenig Gastfreundschaft zu üben, aber dann kommt die Grenze, bei der wir Halt machen. Selten aber wird jemand den Flüchtling auf der ganzen Linie als seinesgleichen akzeptieren. Diese Tatsache spüren die Ungarn natürlich. Immer wieder werden sie als Angehörige einer fremden Gruppe und nicht einfach als der einzelne Janos Kovacs, Laszlo Vecsey oder wie er dann heißen mag, gesehen. Ein Ungar, der Arbeit sucht, erhält an mancher Türe die Antwort: «Sie sind Ungar, kommt nicht in Frage!» Ebenso ergeht es ihm bei der Wohnungssuche. Die Leute, die so reden, haben meist von einer schlechten Erfahrung mit einem Flüchtling gehört. Manchmal haben sie auch selbst etwas Negatives erlebt. Nun empfinden sie jeden Flüchtling einfach als mit zur Gruppe gehörend und nehmen sich nicht einmal die Mühe zu prüfen, wer dieser einzelne Ungar eigentlich sei. Mir scheint das ungerecht. Ich möchte z. B. auch nicht mit allen Schweizern in einen Topf geworfen werden. Genau gleich geht es den Ungarn. Es hat einzelne Flüchtlinge mit großen Anpassungsschwierigkeiten. Aber es ist genau so ungerecht zu sagen: die Ungarn sind arbeitsscheu, wie wenn man das gleiche von allen Schweizern sagen würde.

Schweizerische Ungeschicklichkeiten

Wohl noch selten war das Bedürfnis durch eine Tat die Gesinnung zu demonstrieren größer als bei der Hereinnahme der ungarischen Flüchtlinge. Spontan wurde deshalb von allem gegeben. Die meisten Spenden erfolgten im Rahmen der großen Sammelaktionen des Roten Kreuzes, der Flüchtlingshilfswerke und der lokalen Komitees. Vereinzelt nahm die Hilfsbereitschaft aber auch andere Formen an. Ein Flüchtling erzählte mir, daß in die Kaserne, wo er zuerst war, ein Schweizer Akademiker kam. Er ließ alle ungarischen Berufskollegen zusammenrufen, hielt ihnen eine kleine Ansprache und überreichte dann jedem feierlich 20 Franken. Die Ungarn waren begreiflicherweise verletzt über diese taktlose Art der Wohltätigkeit. Nur durften sie das nicht zeigen.

In einem anderen Fall ergaben sich aus dem Vorgehen einer Fabrikbelegschaft Schwierigkeiten. Einer ungarischen Familie wurde eine Wohnung eingerichtet. Der Vater erhielt in der Fabrik einen Arbeitsplatz. Darüber hinaus aber sammelte die Belegschaft noch weiter Geld und gab «ihrer» Familie einen monatlichen Zuschuß von 200 Franken. Als sich dann der Ungar einen Landjäger zum Znüni leistete und die Schweizer Kollegen das sahen, begann die Reihe der kleinen und großen Differenzen, bis die Familie schließlich umplaziert werden mußte. Schuld dran aber war die unkluge Verwöhnung durch wohlmeinende Schweizer.

Ich habe auch einen Flüchtling gekannt, der ganz zu Beginn der Aktion «schwarz» in unser Land kam und zur Zeit, als seine Landsleute noch in den Kasernen waren, mit einer breiten, rot-weiß-grünen Armbinde durch die Straßen einer Schweizer Stadt spazierte. Der Erfolg war überwältigend. Der Mann wurde zu jeder Mahlzeit eingeladen. Er hatte ständig das nötige Bargeld, und als er das Land verließ, rund 12 Koffer mit Kleidern. Dieser Flüchtling hatte einfach die Tatsache ausgenützt, daß viele Schweizer das Bedürfnis hatten, einem «armen Ungar», den sie aber persönlich vor sich sehen wollten, eine Wohltat zu erweisen. So kamen einige dumme Sachen vor, aber wenigstens ist dabei niemand ernstlich zu Schaden gekommen. Traurig hingegen ist die Geschichte eines Jungen in einem mittelgroßen Industriort. Er hatte bereits an drei Stellen versagt. Als man ihn wieder plazieren wollte und deshalb mit ihm bei einem Fabrikdirektor vorsprach, sagte dieser im Dialekt zur begleitenden Schweizerin: «Es hat keinen Sinn, er ist ohnehin ein Trottel, er soll sich erschießen.» Der Junge konnte nicht gut deutsch, aber das verstand er. Er ging weg und ist heute in der Fremdenlegion. Dieser Knabe hatte, als er in die Schweiz kam, einen Zettel in der Tasche. Er war vom Vater geschrieben mit der Überschrift: «Liebe Weltbürger, sorgt für meinen Sohn! Der Vater.» Der Vater hatte Angst, daß sein Sohn, obwohl er nicht ganz normal war, deportiert würde und brachte ihn mit diesem Appell an die Menschlichkeit an die österreichische Grenze.

Manchmal hat sich die Enttäuschung der Schweizer darüber, daß es unter den Ungarn Versager gibt, auf eigenartige Weise geäußert. So fand ein Ungar regelmäßig an seinem Ar-

LÜGENBILD

Zeichnung von Emil Medardus



Diese Zeichnung enthält 7 Unmöglichkeiten.

Auflösung Seite 76

beitsplatz alle erreichbaren Zeitungsausschnitte über unliebsame Vorkommnisse mit Flüchtlingen. Schließlich wurde es ihm zu bunt. Er schnitt aus einer Tageszeitung die Kolonne Unglücksfälle und Verbrechen aus und legte sie dem «liebenswürdigen» Schweizer Kollegen hin, damit er sich zur Abwechslung einmal Gedanken über die Versager unter den eigenen Landsleuten machen könne. Dieser Ungar hatte zum Glück Humor und Selbstvertrauen genug, um auch einem Schweizer eine Lektion zu erteilen. Doch ist das eher die Ausnahme. Die meisten hätten es einfach hingenommen und darunter gelitten, weil ihnen die Sicherheit fehlt, um sich zu wehren.

Für die gebildeteren unter den Flüchtlingen war es vor allem schwer zu einer Art Objekt der Wohltätigkeit zu werden. Jeder Flüchtling kommt irgendwie in ein Abhängigkeitsverhältnis. Er ist auf die Hilfe anderer angewiesen. Und diese Anderen laufen gern Gefahr, zu vergessen, daß ihnen ein Mensch gegenübersteht, der genau so sehr Anrecht auf Achtung seiner Persönlichkeit und seiner Privatsphäre besitzt, wie sie selber. Ich habe es mehr als einmal erlebt, daß Ungarn die Wohltätigkeit der Schweizer einfach nicht ertragen konnten, weil diese nicht diskret genug erfolgte. Noch immer sehe ich die ältere ungarische Dame vor mir, die äußerst aufgebracht erzählte, daß die Komitee-Damen des Dorfes gestern gekommen seien und einfach alle Kasten in ihrer Wohnung geöffnet hätten. Diese Inspektion wurde während der ersten Zeit wöchentlich wiederholt. Sicher war sich keine der Schweizer Frauen bewußt, welchen Schock sie damit ihrem Gast versetzten. Sie wollten nichts anderes, als die fehlenden Lebensmittel ersetzen.

Falsche Vorstellungen der Ungarn

Wenn bei den Schweizern einige Wochen nach Ankunft der Flüchtlinge eine spürbare Ernüchterung eintrat, so war das aber auch bei den Flüchtlingen der Fall. Auch sie haben sich ein zu idealistisches Bild vom «Westen» gemacht. Besonders die jüngeren unter ihnen kannten den Westen nicht. Durch die jahrelange scharfe Trennung bekam sein Bild in den Köpfen von vielen einen paradiesischen Anstrich – vielleicht so, wie sich unsere jungen Leute Hollywood vorstellen. Deshalb haben vor allem die einfacheren Flüchtlinge im Westen eine materielle Besserstellung erwartet.

Andere wieder, besonders die Jungen, erwarteten die Freiheit. Unter der Freiheit aber verstanden sie Ungebundenheit. Endlich konnte man tun, was man wollte. Man hatte zum Beispiel die Möglichkeit, den Beruf selbst zu wählen. Und was das Allerschönste war: man konnte reisen! So wenigstens haben sie sich das gedacht. Die Wirklichkeit sah für die meisten anders aus. Der Medizinstudent mußte erfahren, daß ihm sein schweizerisches Doktorexamen einmal recht wenig nützen wird. Der junge Schauspielschüler erhielt kein Stipendium. Der Automechaniker erfuhr bald, daß er wegen mangelnder Fachkenntnisse nicht auf seinem Beruf arbeiten konnte, und dem Hilfsarbeiter boten sich zum Vorwärtskommen herzlich wenig Chancen.

Auch mit den Reisemöglichkeiten stand es nicht rosig. Eine Übersiedlung in ein anderes Land ist äußerst schwierig, und manchmal ist sogar der Wohnortswechsel in der Schweiz von einem Kanton in den andern unmöglich. Ein Flüchtling braucht für die kleinste Auslandsreise ein Visum, das er sich frühzeitig beschaffen muß, und das natürlich etwas kostet. Trotzdem fanden viele Ungarn schon sehr rasch Mittel und Wege, um ins Ausland zu fahren und bekamen dann die Mißbilligung der Schweizer zu spüren. Man fand, daß die Flüchtlinge zuerst Kleider und Wäsche anschaffen oder einen Notbatzen erübrigen könnten, bevor sie Vergnügungsfahrten unternehmen. Dabei dachte wohl niemand mehr an das Gefühl der Erleichterung, als sich für die Schweizer nach dem letzten Weltkrieg die Grenzen endlich öffneten. Ein älterer Ungar, der mit den ersten sauer erübrigten Franken eine Reise unternahm, erzählte, daß es in Ungarn drei Dinge gab, die für einen gewöhnlichen Sterblichen einfach unerreichbar waren: der Besitz eines Autos, die Möglichkeit Gold zu kaufen und die Aussicht einen Paß zu erhalten, um reisen zu können. Selbstverständlich sind die ersten beiden Dinge am Anfang für einen Flüchtling auch unerreichbar, einen Paß aber kann er in der Regel ohne weiteres erhalten. So ist es selbstverständlich, daß den meisten Ungarn das Reisen wichtiger ist, als der Erwerb irgendwelcher an sich nötiger Gegenstände. Er muß endlich seine Freiheit spüren.

Auch erwachsene Flüchtlinge erlebten auf beruflichem Gebiet manche Enttäuschung. Die ältere Generation verfügt noch über eine solide

und umfassende Ausbildung. Trotzdem ergaben sich noch viele Schwierigkeiten. So kenne ich zum Beispiel einen sehr qualifizierten Webermeister. Er hatte durchaus Eignung zum Vorarbeiter und wäre vom Betriebsinhaber auch gerne als das eingesetzt worden. Doch da rebellierten die Schweizer Arbeiter, die keinen Ausländer an dieser Stelle wollten. Oder ich denke an den Textiltechniker, der deswegen einfach keine Stelle finden konnte, weil er zu sehr als Persönlichkeit wirkte, und man ihm keine untergeordnete Stelle zumuten wollte. Leitende Posten aber blieben den Schweizern vorbehalten. Für einen Flüchtling, der als einziges Kapital seine Arbeitskraft mitbringt, sind solche Erfahrungen sehr bitter. Er muß sich sein Leben neu aufbauen und dazu bleibt gerade dem alternden Menschen nicht mehr viel Zeit. Darum soll er seine Möglichkeiten voll ausnützen können. Er hat sich vorgestellt, daß das im reichen Westen möglich sein werde.

In diese Gruppe gehört auch jener Mann, der mit dem Traum in unser Land kam, eine kleine Spielzeugfabrik aufzuziehen und sich und seiner Familie eine Existenz damit zu schaffen. Er hat einiges Geschick und sicher wäre ihm ein solches Unternehmen in Ungarn – wo Warenknappheit herrscht – gelungen. Dort durfte er aber von Staates wegen nichts derartiges unternehmen. Er war dann sehr enttäuscht, als er in der Schweiz – wo er diese Freiheit hätte – nach verschiedenen erfolglosen Versuchen einsehen mußte, daß eben die Wirtschaftslage eine ganz andere ist und ihm die Verwirklichung seines Traumes nicht erlaubt.

Es gibt ein Thema, über das sich meine ungarischen Bekannten anfangs immer nur sehr vorsichtig geäußert haben. Meist sagten sie, daß sie glücklich seien in der Schweiz zu leben, und daß hier wirklich alles gut sei. Wenn man aber persönlich mit ihnen ins Gespräch kommt, so stellt sich nach und nach heraus, daß sie lange nicht alles wunderbar finden. Vor allem die sozialen Einrichtungen erscheinen ihnen oft ungenügend. Einer Ungarin war es einfach unverständlich, weshalb bei uns der Staat im Krankheitsfall nicht für den Bürger sorgt. Sie hatte Mühe zu verstehen, daß es das Volk war, das das gesamtschweizerische Krankenkassenobligatorium abgelehnt hat. Ein junger Mann wiederum will einfach nicht begreifen, weshalb er im Kanton Graubünden mehr Steuern bezahlen muß, als sein Freund im Kanton Zug. Vor allem die typisch föderalistischen Einrich-

tungen müssen für Menschen aus einem totalitären Staat sehr schwer zu verstehen sein. Natürlich spielt bei den jungen Ungarn auch der Umstand eine Rolle, daß sie unter Staat etwas anderes verstehen als wir. Einer sagte mir kürzlich: «In Ungarn war der Staat an meinem Unglück schuld.» Und sicher hat er erwartet, daß in der Schweiz eine gleiche Größe «Staat» für sein Glück sorgen würde. Das zeigt deutlich, daß nicht nur Sprachschwierigkeiten das Verständnis zwischen Schweizern und Ungarn erschweren. Oft liegen die Probleme tiefer. Es geht um Begriffe, für die wir nicht mehr den gleichen Inhalt haben. Das zeigt sich bei ganz alltäglichen Dingen wie im folgenden Beispiel: Zwei jüngere Flüchtlinge erzählten mir, daß sie einen Sportklub gründen wollten. Ich freute mich darüber, denn wir vermißten unter den Jungen manchmal die eigene Initiative. Nun wollten die beiden aber vor allem wissen, wie sie Geld für ihren Klub bekommen könnten. Ich erkundigte mich, wofür sie das Geld haben müßten. Sie hatten einen Voranschlag ausgearbeitet und darauf stand an erster Stelle: Büromiete, dann Drucksachen, Salär für eine Sekretärin und was der Dinge mehr sind. Mir schien die Vorstellung, daß man für einen Sportklub zuerst einmal ein Sekretariat brauche, einfach absurd. Ein anderer Ungar gab mir dann aber später die Gründe dafür an. Im Ungarn der letzten Jahre war jede Privatinitiative verdächtig. Wenn man also etwas erreichen wollte, so ging das nur über die Partei, die dann damit anfing, ein Büro zu gründen. Später erst kamen die Vereinsmitglieder und die sportliche Betätigung. Genau so haben diese Flüchtlinge den Weg auch in der Schweiz gesehen.

In allen diesen Fällen beruhen die Schwierigkeiten auf Täuschungen. Die Ungarn hatten sich das anders vorgestellt. Oft ist aber auch die andere Einstellung der Flüchtlinge, die durch die Situation in Ungarn bedingt ist, daran schuld.

Zwei Welten

Ungarn ist, sehr im Gegensatz zur Schweiz, von Natur aus ein reiches Agrarland. Dadurch sind großzügige Lebensgewohnheiten begünstigt worden. Die Ungarn sind sehr gastfreundlich und gesellig. Und sie sind das in erster Linie bei sich zu Hause. Er war manchem jungen Ungar, der in Untermiete lebte, einfach unver-

ständig, weshalb er seine Freunde nicht auf sein Zimmer einladen durfte. Ich habe mich auch immer wieder an der selbstverständlichen Art gefreut, mit der gleich von Anfang an Gastfreundschaft geübt wurde. Wenn auch der Kaffee in einer zerbeulten Teekanne aufgetragen wurde und der Zucker in einer leeren Konservendose, so hat das der guten Stimmung nie Abbruch getan. Einmal feierten wir eine Hochzeit. Nach zehn Uhr dämpften wir die Stimmen und schlossen die Fenster. Trotzdem kam ein verärgerter Nachbar und schimpfte über den Lärm. Er wollte die Polizei avisieren und sich beim Hausmeister beschweren. Da brachten die Ungarn ein wahres Kunststück fertig. Zehn Minuten später saß nämlich der Mann gutgelaunt mitten in der fröhlichen Hochzeitsgesellschaft.

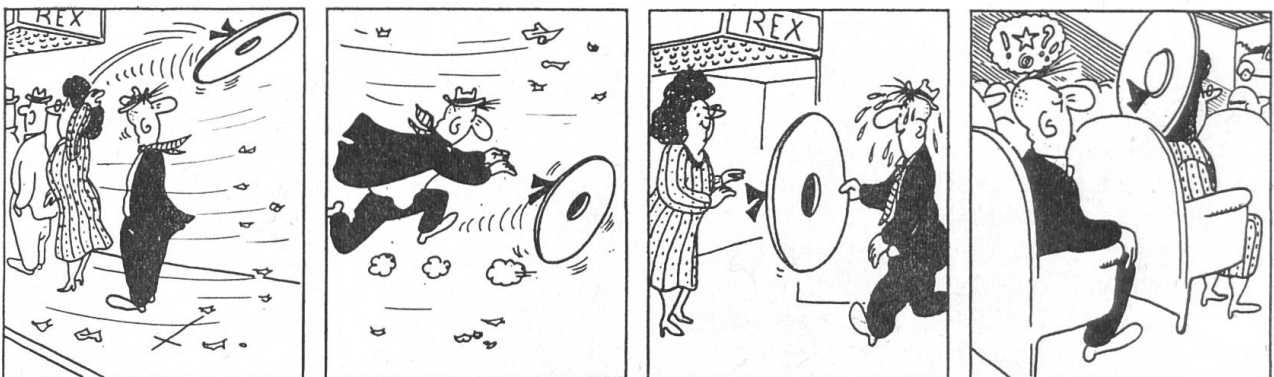
In einem anderen Fall wollten die Bauern eines Dorfes im Mittelland «ihrer» ungarischen Familie eine ganz besondere Freude machen und banden ihnen am Samstag ein Guggeli an die Türfalle. Die Leute dankten für die Aufmerksamkeit, vermochten aber den Wert der Gabe nicht richtig einzuschätzen. In Ungarn ist Geflügel etwas viel Selbstverständlicheres als bei uns. Besonders auf dem Lande besitzt jedermann ein paar Hühner oder Gänse als Notreserve. Wartung brauchen die Tiere ungefähr keine.

Die anderen Lebensgewohnheiten der Flüchtlinge zeigen sich auch sehr deutlich in der Einstellung zum Geld. Wenn man in Ungarn der letzten Jahre sicher gehen wollte, so hat man für sein Geld möglichst rasch etwas gekauft. Manchmal hatte die gekaufte Ware dann als Tauschartikel Bedeutung. Geld sparen wäre schon wegen der ständigen Entwertung sinnlos gewesen. Zudem herrschte Warenknappheit.

Vieles war nicht einmal gegen Bargeld zu erhalten. Das ist mir am deutlichsten klar geworden, als der zwanzigjährige Janos Kovacs von seinem Motorradkauf erzählte. In Ungarn hätte er ein Motorrad kaum gegen bares Geld erhalten können und hier bekomme er es auf bloße Zusage hin, später zu bezahlen. Es ist selbstverständlich, daß Radios, Motorräder und andere Dinge auf die Flüchtlinge einen unwiderstehlichen Reiz ausübten. Gerade bei den oft teuren Radios, die auf Abzahlung gekauft wurden, muß man bedenken, daß damit die heimatlichen Sender erreichbar sind. Sicher haben viele Ungarn, die absolut nicht mit dem Inhalt mancher Sendungen sympathisierten, aus Heimweh immer und immer wieder zugehört. Es ist verständlich, daß die Flüchtlinge in ihrer Heimat nicht zum Sparen erzogen worden sind. Es wäre übrigens den meisten auch gar nicht möglich gewesen, das Kleinste zu erübrigen. Trotzdem erwarteten die Schweizer von allem Anfang an, daß besonders die Jungen sparen würden. Sie konnten nicht verstehen, daß der Gedanke an ein Kassenbüchlein für junge Flüchtlinge ganz einfach absurd war. So hat auch ein Lehrer seinem ungarischen Schützling ein Kassenbuch angelegt und ihn veranlaßt, regelmäßig etwas einzuzahlen. Der junge Mann glaubte nichts anderes, als er werde auf diese Art um einen Teil seines Verdienstes gebracht. Erst nach Monaten sah er den Nutzen ein.

Eine bezeichnende Geschichte eines Abzahlungskaufes erfuhr ich in einem Lehrlingsheim. Im ersten Monat ihres Aufenthaltes in der Schweiz brachten die jungen Ungarn an einem Samstag alle nagelneue Velos aus dem Dorf mit. Sie hatten sie bei einem Velohändler auf Abzahlung gekauft. In diesem Fall waren sicher

Bilder ohne Worte



nicht die Ungarn schuld, sondern der Velohändler, der doch ganz genau wußte, daß er Kunden vor sich hatte, die sich einen solchen Kauf unmöglich leisten konnten.

Leider entsprachen im kommunistischen Ungarn die Berufsausbildungen nicht in allen Teilen den schweizerischen. Daraus sind schon viele Schwierigkeiten entstanden. Herr Meier in B. hatte zum Beispiel für seine mechanische Werkstätte einen ungarischen Schlosser angestellt. Der junge Mann führte die Feilarbeiten zur vollen Zufriedenheit des Meisters aus. Nach ein paar Wochen, als sie zu Ende waren, sollte der ungarische Schlosser schweißen. Zur großen Überraschung von Herr Meier hatte er keine Ahnung, wie man das macht. Herr Meier mußte ihm künden, da er für seinen Kleinbetrieb Leute braucht, die alle Sparten ihres Berufes beherrschen. Solche Vorkommnisse gab es viele. Mancher junger Techniker mußte froh sein, eine Stelle als Mechaniker zu finden und mancher ehemalige Facharbeiter muß sich mit einer Hilfsarbeit begnügen.

Dann spielten selbstverständlich überall auch die sprachlichen Schwierigkeiten eine große Rolle. Mancher gelernte Handwerker konnte seinen Beruf nicht ausüben, weil er die Anweisungen seines Meisters nicht verstand. Heute ist das allerdings bereits viel besser. Die meisten Flüchtlinge sind mit der Fachsprache ihres Berufes schon ziemlich vertraut.

Einsamkeit

Die Sprachschwierigkeiten hatten aber auch ihre psychologische Seite. In den Anfangs-

monaten klagte fast jeder zweite Ungar darüber, daß ihn die Schweizer auslachen und übers Ohr hauen würden. Ich habe im Tram einmal eine sehr typische Begebenheit erlebt. Ein junger Ungar verlangte ein Billet und artikuliert mühsam den Namen einer Haltestelle. Der Kondukteur war sehr im Druck und fuhr ihn barsch an: er solle das Maul auf tun, wenn er reden wolle. Nochmals versuchte der Ungar deutlich sein Ziel zu nennen; das Wort war wirklich nicht zu verstehen. Dem Kondukteur riß die Geduld. Er nahm ein Billet aus der Tasche und tippte auf den erstbesten ähnlichen Namen. Zwei schweizerische Fahrgäste, die daneben standen, fanden das ganze aus irgend einem Grund lustig und begannen zu lachen. Der junge Ungar aber drehte sich eckig um. Man sah, wie es ihn in der Kehle würgte. Er mußte das Weinen hinunterschlucken. Es ist übrigens bezeichnend, daß die gleichen Männer, die zuerst Witze machten, plötzlich sehr hilfsbereit waren, als wir den richtigen Namen der Haltestelle ermittelten. Einer hat dem Ungar dann noch beim Umsteigen geholfen. Solche Kleinigkeiten, die überall dutzendweise vorkamen, haben den Flüchtlingen vieles sehr erschwert. Sie fühlten sich verloren in einer geradezu feindlichen Umwelt.

In einer ähnlichen Richtung geht das Erlebnis von Pal Horvath. Er kam um zu sagen, daß er in die Fremdenlegion gehen wolle. Ein wahrer Redestrom ergoß sich dabei über uns. Nach fünf Minuten wollte er nicht mehr in die Fremdenlegion, sondern nach Ungarn zurückkehren. Nach einer weiteren Viertelstunde er-

Da musste ich lachen . . .

Am äußersten Ende eines innerschwyzerischen Dorfes treffe ich beim Eindunkeln vor einem Wirtshaus auf einen Handkarren mit halbwelkem Gemüse und mit Obst. Ein kleines Mädchen, so ein lustiges Agathli oder Seppeli wartet dabei. Der Vater mag in der Wirtsstube sitzen. Durstig und müde vom Wandern glusten mich zwei übriggebliebene Birnen. Die kleine Händlerin wittert ein spätes Geschäftchen und blickt mich erwartungsvoll an. «Wie heißen denn diese Birnen?» will ich mich auf einen kleinen Schwatz einlassen. «Königin Therese», sagt das Mädchen. «Potz! Schön. Aber ich hätte lieber Königin Luise», scherze ich. «So ässet s' halt für säbig», rät die Kleine kurz und bündig, wägt ab, wurstelt den Sack zu, streckt ihn mir entgegen und beendet den Handel. Da mußte ich lachen.

H. S. in A.

klärte er, er wolle nach Australien reisen und etwas später berichtete er von seinem Plan in die welsche Schweiz zu übersiedeln. Was war eigentlich geschehen? Pal hatte von seiner Zimmervermieterin die Kündigung erhalten. Er gab uns auch sofort den Grund dafür an. Wahrscheinlich habe die Schweizerin angenommen, er sei «verrückt». Pal hatte nämlich eine recht gute Stelle und ein hübsches Zimmer. Sonst war er aber vollkommen sich selber überlassen. Da wußte er sich nicht anders zu helfen; er hat einen Fußball gekauft und an den langen Abenden im Zimmer Ball gespielt!

Bei einem anderen jungen Flüchtling sah ich im Zimmer ganze Berge von den billigen kleinen Heften, die voll Bildergeschichten sind. Es stellte sich heraus, daß er durchaus nicht aus Primitivität diese Art Lektüre gewählt hatte, sondern ganz einfach, weil er mit seinen mangelhaften Sprachkenntnissen keine andere Art der Unterhaltung fand. Diese beiden Beispiele liegen nun schon ein Jahr zurück. Ich glaube nicht, daß heute noch ein so verlässener Flüchtling zu finden wäre. Und doch darf man sich über die Möglichkeiten zur Kontaktnahme keine Illusion machen. Erst vor kurzem haben wir durch eine Umfrage bei jugendlichen Ungarn und ihren Betreuern festgestellt, daß mehr als die Hälfte keinen nennenswerten Kontakt mit Schweizern haben. Dagegen haben alle Freunde unter ihren eigenen Landsleuten gefunden.

Ein anderes Problem ergibt sich bei Freundschaften zwischen Burschen und Mädchen. Es sind sehr viele alleinstehende Männer unter den Flüchtlingen. Ledige Ungarinnen aber sind wenige da. Es ist also klar, daß sich solche Freundschaften nicht einfach auf die Landsleute beschränken können. So wohnen auch in einem mittelgroßen Schweizerdorf sechs ledige junge Ungarn. Die Dorfbevölkerung war froh, daß es sich um ruhige, gewissenhafte Leute handelte. Alles ging ausgezeichnet bis zu dem Zeitpunkt, wo die Ungarn unter den Mädchen des Dorfes ein wenig Umschau zu halten begannen. Ein wahrer Entrüstungssturm erhob sich unter den Schweizern. Mit dieser Möglichkeit hatte einfach niemand gerechnet. Tatsächlich kenne ich im Moment einige Ungarn, die mit Ungarinnen verlobt sind, einer will ein deutsches Mädchen heiraten, zwei fanden Italienerinnen; von einer Heirat mit einer Schweizerin habe ich aber erst ein einziges Mal gehört. Natürlich sind diese Zahlen sehr zufällig.

Aber sie scheinen doch bezeichnend für die Situation.

Kurz nachdem sich eine andere Schweizerin, die aus Mittelstandskreisen stammt, mit einem Ungar verlobt hatte, traf ich mit ihren Eltern zusammen. Sie lenkten das Gespräch sofort auf die Verlobung ihrer Tochter und begannen dann eine lange Reihe von Entschuldigungen und Erklärungen. Es ging daraus hervor, daß die Leute sich sehr eingehend über ihren zukünftigen Schwiegersohn erkundigt hatten. Sie betonten immer wieder, daß er nicht so sei wie die anderen, daß er im Gegenteil einen hervorragenden Charakter habe, und daß ihre Tochter sicher glücklich würde. Dem ganzen Gespräch spürte man die Unsicherheit dieser Eltern an, die aus irgend einem nicht faßbaren Grund das Bedürfnis hatten, die Haltung ihrer Tochter zu legitimieren. Dabei gab es doch gar nichts zu legitimieren. Mag sein, daß jeder Ausländer diese Haltung ein wenig zu spüren bekommt. Aber sicher ist sie beim Flüchtling am ausgeprägtesten.

«Schimpfen durfte ich in Ungarn nie . . .»

Es gibt Beispiele dafür, wie unbeholfen und verlassen manche ungarische Flüchtlinge noch heute sind. Da ist jene junge Familie in einem kleinen Dorf, die mit der Bevölkerung einfach keinen Kontakt finden konnte. Die Leute sind so vereinsamt und verzweifelt, daß die junge Frau sich schließlich entschloß, nach Ungarn zurückzufahren. Der Mann kann ihr nicht folgen, weil er sich seinerzeit am Freiheitskampf beteiligt hatte. Und da ist der alleinstehende junge Flüchtling, dem jeder Sonntag ein neuer Alpdruck ist, weil er dann noch mehr Heimweh hat als sonst.

Aber es gibt auch die vielen anderen Ungarn, die den Rank in der neuen Heimat trotz Heimweh und trotz vieler Schwierigkeiten gefunden und in der Schweiz Wurzel gefaßt haben. Kürzlich war eine Gruppe von ihnen in Brüssel an der Weltausstellung. Am schönsten fanden sie «ihr» Pavillon. Damit meinten sie aber nicht etwa den ungarischen, nein, sie waren stolz auf ihren schweizerischen.

Aber auch als ein Ungar nach Herzenslust über alles Mögliche und Unmögliches schimpfte und dann lachend zu mir sagte: «Schimpfen durfte ich in Ungarn nie, hier muß ich es genießen», wußte ich, daß er sich bei uns wirklich heimisch fühle.